

DIE LETZTE NACHT

von Furio Jesi

Aus dem Italienischen von Barbara Kleiner
Bibliothek der Nacht Bd. 2
Hg. von Thomas Ballhausen

Nicht lektorierte Vorabversion

I

Im Dezember geht die Sonne früh unter; es war schon dunkel, als der Bauleiter mit seiner Trillerpfeife das Zeichen zum Feierabend gab. Der Raupenbagger blieb stehen, und der aufgewirbelte Staub legte sich auf das zur Hälfte abgerissene Gemäuer. Die Arbeiter bahnten sich ihren Weg zwischen den Trümmern hindurch und gingen fort. Eine halbe Stunde später waren nur noch zwei von ihnen auf der Baustelle. Sie waren zurückgeblieben, um nicht bemerkt zu werden. Ohne Licht zu machen, stiegen sie zu den Fundamenten des in Abbruch befindlichen Hauses hinunter, und erst als sie die Kellergänge erreicht hatten, knipsten sie ihre Taschenlampen an. Am Morgen hatten sie in einem Nebengewölbe eine Reihe von unberührten, staubbedeckten Weinflaschen entdeckt, die dort unten vergessen worden waren, und nun schickten sie sich an, sie allein heraufzuholen, um nicht mit dem Aufseher oder den Kollegen teilen zu müssen.

Es war jedoch nicht leicht, sich im Dunkeln in dem Labyrinth der Kellergänge zurechtzufinden: Die Kreidezeichen, die sie sich an die Wände gemacht hatten, waren im Licht der Taschenlampen kaum von Mauerrissen und Stockflecken zu unterscheiden; überdies hatten die Abrissarbeiten des Tages den ganzen hinteren Teil des Ganges durcheinandergeworfen und neue Löcher in die Gewölbe gerissen. Erst nachdem sie mehrmals im Kreis gegangen waren, fanden die beiden Arbeiter den kurzen Seitengang des Korridors wieder, der zu dem Kellerabteil mit den Flaschen führte. Die Tür war nur angelehnt und mit einem Stück zusammengedrehtem Draht verschlossen. In dem Kellerabteil lag Gerümpel von alten Möbeln, deren Bestimmung längst nicht mehr zu erkennen war, und mehrere Regale lehnten aneinander; an der Wand, hinter einem Stapel Bretter, lagen auf vier Flaschenregalen verteilt, inmitten von Spinnweben und unter einer wolligen Staubschicht mindestens fünfzig schwarze, gut verschlossene

Flaschen. Behutsam, um den Wein nicht zu schütteln, legten sie die ersten Flaschen in einen großen Korb, den sie im Korridor gefunden hatten, und in zwei Gängen gelang es ihnen, sie alle hinaufzuschaffen. Jetzt brauchten sie sie nur noch in das kleine Auto zu verladen, das sie sich geliehen hatten, und nach Hause zu bringen. Sie waren aber müde und setzten sich auf einen Haufen zerbrochener Ziegel, um eine Zigarette zu rauchen.

»Schade, dass wir nicht gleich eine aufmachen können.«

»Das ist feiner Wein. Es wäre schade drum. Man müsste einer Flasche den Hals abschlagen.«

»Wer weiß, vielleicht ist da noch mehr.«

»Ein solcher Glückfall kommt nur selten vor.«

»Wollen wir nachsehen, ob noch mehr da ist?«

»Von mir aus. Rauchen wir die Zigarette zu Ende und gehen dann noch mal runter.«

Sie stiegen noch einmal in die Kellergewölbe hinab und durchsuchten sie nach allen Richtungen, vergeblich. Ab und zu stießen sie wohl auf Haufen von Flaschen, aber die waren leer. Außerdem war es gefährlich, so in den Grundmauern des in Abriss befindlichen Hauses herumzulaufen: Jeden Augenblick konnte ein Deckengewölbe einstürzen, man konnte in ein Loch treten und sich einen Knöchel verstauchen, umso mehr, als das Licht der Taschenlampen schwächer zu werden begann. Fast tasteten sie sich nur noch voran, und dabei verletzte sich einer der beiden die Hand an einem großen Haken, der aus der Wand vorstand. Er fluchte und blieb stehen, um die blutende Hand mit einem Taschentuch zu umwickeln. Sie hatten vor einer Trennwand haltgemacht, in der sich ein Fenster befand, das auf ein anderes Kellerabteil gehen musste. Während der eine mit seiner Hand beschäftigt war, sah der andere sich um: Er versuchte, durch das Fenster in der Wand zu spähen, aber die Scheiben waren so schmutzig und verstaubt, als ob sie geschmiegelt wären. Er suchte nach der Tür zu dem Kellerabteil mit dem Fenster, die ging aber auf einen par-

allelen Korridor, der nur schwer zugänglich war. Also rieb er eine der Fensterscheiben mit dem Ärmelseiner Jacke ab, aber das nützte nichts; er spuckte in sein Taschentuch und rieb noch einmal. Als er den Strahl seiner Taschenlampe auf die kleine, durchsichtig gewordene Stelle richtete, sah er deutlich auf der anderen Seite des Fensters ein leeres Zimmerchen: In dessen Mitte stand ein schwarz gekleideter Mann, den der Schein der Taschenlampe offenbar überrascht hatte und der dem Fenster ein ernstes Gesicht zuwandte. Nur einen Augenblick lang blieb er still stehen, dann nahm er einen Stein vom Boden auf und stürzte mit erhobener Hand auf die Scheibe zu, um sie einzuschlagen. Gleichzeitig stieß er einen Schrei aus, der wie ein Ruf klang, laut und gurgelnd wie von einem großen, am eigenen Blut erstickten Tier. Der Arbeiter ließ die Taschenlampe fallen und lief davon, stieß gegen seinen zurückgebliebenen Kollegen und zerrte ihn keuchend, ohne ein Wort zu sagen, an einem Arm mit sich in die Flucht.

Das »Haus des Malers« stand schon seit Jahrzehnten leer. Klein und schäbig stand es in einer unbewohnten Gegend am Fuß des Hügels auf der anderen Seite des Flusses. Ein junger, ausländischer Maler aus wohlhabender, adliger Familie hatte es Anfang des Jahrhunderts bauen lassen und war dann plötzlich von einem Tag auf den anderen verschwunden, keiner wusste wohin. Mittlerweile war nicht einmal mehr so recht klar, wem dieses Haus eigentlich gehörte, das im Übrigen niemanden interessierte und wahrscheinlich einsturzgefährdet war. Die Fensterläden waren vernagelt, aber die Tür war seit Jahren nur angelehnt, vermutlich seit dem Tag, an dem jemand das Schloss aufgebrochen hatte, bei dem vergeblichen Versuch, hier etwas zu stehlen.

Die beiden Kinder lebten in einem der riesigen Hochhäuser aus Stahlbeton, die vor kurzem am äußersten Stadtrand, an der Grenze zu den Feldern erbaut worden sind. Schon seit vielen Jahren, praktisch seit sie hierhergezogen waren, hatten sie ihre nach-

mittäglichen Spaziergänge fast bis an die Schwelle vom »Haus des Malers« ausgedehnt. Jetzt wollten sie hineingehen, auch wenn die Eltern ihnen das verboten hatten: Es würde eine herrliche Festung sein.

Die Tür ging nicht leicht auf, weil die Angeln verrostet und das Holz von Feuchtigkeit gequollen war. Indem sie sich mit allen Kräften dagegenstemmten, gelang es den Kindern jedoch, einen der Türflügel aufzudrücken, und sie traten in das ein, was einmal der Flur gewesen sein musste. Man sah fast nichts; die Fenster waren alle mit Brettern vernagelt, und nur durch den Türspalt drang ein wenig Licht vom Sonnenuntergang. In weiser Voraussicht hatten die Kinder eine Kerze mitgenommen; die zündeten sie nun an und drangen durch Staub und Stucktrümmer, die von der Decke gefallen waren, ins Innere vor. Aber im Hausflur und in den von ihm her zugänglichen Zimmern gab es nichts Interessantes zu sehen. Einzig ein kleines Zimmer mit Deckengewölbe weckte ihre Neugier; seine Wände waren mit einer schweren Relieftapete ausgekleidet, worauf rote, grüne, schwarze und goldene chinesische Drachen dargestellt waren. Die Feuchtigkeit hatte die Tapete von der Wand gelöst. Sie rissen ein Stück davon mit einem ganzen Drachen darauf ab und steckten es in die Tasche. Leicht enttäuscht liefen sie im Erdgeschoß und im ersten Stock der kleinen Villa auf und ab. Nicht einmal eine alte Truhe oder ein paar Bretter waren da, um die Festung einzurichten. Dann stiegen sie durch eine kleine, im Korridor gelegene Tür in den Keller hinunter. Vom Versteckspielen waren sie es gewöhnt, die Kellerräume des alten Viertels, wo sie früher gewohnt hatten, zu erkunden, und sie hatten überhaupt keine Angst. Der Maler hatte Wert auf einen schönen Keller gelegt: Da gab es Räume mit hohen Deckengewölben, und an den Wänden hingen noch die Flaschenregale, nunmehr vom Holzwurm zerfressen und voller Staub. Zu ihrer Überraschung und Freude entdeckten die Kinder auf dem Lehmboden eine Zeichnung, die ihnen vorkam wie die

Figur zum Himmel-und-Hölle-Spiel: ein großes Rechteck, unterteilt in sechs kleinere Rechtecke und abgeschlossen von einem Halbkreis. Eines der beiden Kinder begann, auf einem Bein von einem Rechteck zum nächsten zu hüpfen, ohne auf die Trennlinie zu treten. Da tauchte aus dem Hintergrund des Raumes, wohin das Kerzenlicht nicht drang, ein kleiner, dicker, schwarz gekleideter Herr auf. Sein Aussehen hatte nichts Furchterregendes, aber sein plötzliches Erscheinen entsetzte die Kinder dermaßen, dass sie die Treppe hinaufstürzten, dann über die dunklen Felder, auf das Licht ihrer Wohnungen zu.

Als sie erschienen, hatten sie keine deutlich erkennbaren Umrissse; Wolfszähne tauchten auf und am Körper behaarte Stellen wie bei Kaninchen. Aber da sie die Dunkelheit liebten, sich in Kellerwinkeln verkrochen, im Dunkel der Speicher und unter dem Staub und den Spinnweben der Schuppen, konnte das auch nur eine Täuschung sein, und vielleicht waren Gestalt und Gesicht wie beim Menschen. Es waren keine Toten, die des Nachts an die Türen klopften. Wie die blinden Geschöpfe der Höhlen scheuteten sie jeden Lichtstrahl, und sei es auch nur den einer schwachen, rüßigen Lampe, und scheuteten den Menschen. Hunde und Katzen bemerkten ihr Näherkommen nicht, und sie setzten alle Sorgfalt daran, leise zu gehen, machten enorme Umwege, um die Nähe bewohnter Räume zu meiden.

Man erzählte sich von ihnen, sie seien Tote, die den Tod überlebt hatten und sich von menschlichem Blut ernährten, um ihr bleiches, nächtliches Dasein als leibhaftige Gespenster zu fristen. Aber das stimmte nicht. Vielleicht hatten sie Gesicht und Gestalt des Menschen, aber sie waren nie Menschen gewesen. Von menschlichem Blut hatten sie sich immer ernährt, um zu leben, da Leben und nicht Tod ihr Dasein genannt werden musste, und der Mensch galt ihnen gleich viel wie Schlachtvieh. Seit Jahrtausenden jedoch wagten sie nicht mehr, die Nähe der Menschen zu

suchen, und mussten sich allein vom gestockten Blut der Toten ernähren.

Früher einmal hatten sie über die Erde geherrscht. Nun aber, zu Aasfressern heruntergekommen, bevölkerten sie furchtsam und scheu verlassene Räume, Gebirgshöhlen, Keller und Ruinen; nur in einem abgelegenen Tal der Karpaten lebte einer von ihnen, der größte von ihnen, einsam und ungestört in einer großen, befestigten Burg.